

Friedrich der Große und Karneval. Das Berliner Königl. Opernhaus wurde im zweiten Regierungsjahr Friedrichs des Großen erbaut. Als Neuerung im gesellschaftlichen Leben gestattete der König während der Karnevalszeit die Veranstaltung von Redouten in dem neuen Kunsttempel, zu welchen auch der Hof erschien. Der König betam aber bald heraus, daß diese Redouten namentlich von seinen Offizieren zur Veranstaltung von Trinkgelagen benutzt wurden. Deshalb erging im Jahre 1747 eine königliche Order, welche den Offizieren gebot, während der Karnevalszeit um 10 Uhr abends zu Hause zu sein. „Geht kein König von der Redoute,“ so heißt es u. a. in der Order. „dann ist es auch für den Offizier Zeit, heimwärts zu gehen.“ — Erst im Jahre 1754 wurde diese Order aufgehoben.

Schlammhüpfer. Zu den Absonderlichkeiten, die im Haushalt der Mutter Natur zu finden sind, ist jener seltsame, an der Westküste Afrikas heimische Schlammhüpfer (Periopthalmus Koelreuteri) zu rechnen, den unsere Abbildung in etwa zwei Fünfteln seiner natürlichen Größe wiedergibt. Schon seine Brustflügel lassen erkennen, daß dieser Schlammhüpfer im Reiche der Fische ein Sonderling ist; sie sind



Schlammhüpfer, ein Fisch, der aufs Land geht.

viel mehr Fische als Flossen und werden auch wirklich als solche gebraucht. Mit ihrer Hilfe läuft und springt unser Fisch auf dem feuchten Schlammboden seiner Heimat wie eine Eidechse umher, jagt ganz wie diese nach allerlei Kerbtieren und ist auch wie sie so geschwind und geschwind, daß er nur selten die Beute verfehlt. An der Soango-Küste beobachtete der Reisende Piquel Loefche zu Duzenden Schlammhüpfer während der Ebbe auf den freigeordneten nasenfesten im Schatten der Mangrovenbüschungen. „Fühlen sie sich sicher,“ schreibt er, „so hüpfen sie durch geringes Krümmen und Strecken des Körpers, indem sie sich auf Schwanz und Flossen stützen, in ganz kurzen Sätzen vorwärts. Dabei ereignet es sich auch, daß plötzlich ein Fisch vom Boden auf eine Mangrovenwurzel springt und sich dort, etwa um seine eigene Körperlänge von der Erde entfernt, mit seinen Flossen festklammert. Ich habe beobachtet, daß erkrankte Fische sich meterhoch von Mangrovenwurzeln herabfallen ließen; ferner habe ich auch die Ueberzeugung gewonnen, daß sie stundenlang außerhalb des Wassers zubringen können.“ Der Schlammhüpfer atmet durch Kiemen und ist daher wohl oder übel gezwungen, nach längeren oder kürzeren Landausflügen sein feuchtes Element wieder aufzusuchen. Ein interessanter Fisch also in mehrfacher Hinsicht, am interessantesten aber deshalb, weil er uns eine leise Vorstellung davon vermittelt, wie einst in grauer Vorzeit entwicklungsgeichtlich aus Fischen die ersten Landbewohner entstanden sein könnten. Denn wenn schon einmal die Flossen nicht bloß mehr zum Rudern im Wasser, sondern daneben auch noch als Stütz- und Bewegungsorgane auf dem Trockenen gebraucht wurden, so war das vielleicht schon der Anfang zu ihrer Umwandlung in Beine. Eines freilich ist trotzdem wohl sicher, der Periopthalmus selbst oder einer seiner Verwandten war nicht danach angelegt, diese Umwandlung zur Wirklichkeit werden zu lassen. Dieses „Wie“ der Verwandlung läßt weitaus mehr ein anderer Fisch uns erkennen: der berühmte Ceratodus Forsteri, ein australischer Molchfisch, der gleichzeitig Kiemen- und Lungenatmer besitzt und je nach Bedarf auch von diesen beiden Einrichtungen Gebrauch macht.

Dexierbild.



Wo bleibt nur mein Adolar?

Allelei Heiteres. — Rätslecke.

In der Verlegenheit. Dame (die beim Betreten der Kiste einen Soldaten bemerkt): „So, Sie sind also der Bruder meiner Köchin!“ — „Sind Sie ihr einziger Bruder?“ — Soldat: „Ja, hoffe ich, gnädige Frau!“

Knäuelsegl. Hausfrau: „Nicht wahr, Herr Doktor, unser Mopsel ist ein reizendes Tier! Er darf auch jeden Tag mit uns essen.“ — Hausherr: „Geh, Frau, red' nicht so von einem unvernünftigen Tier! Man sagt: Er frisst mit uns!“

Ein gütlicher Augenblick. Arzt: „So, Herr Meier, für den Magen habe ich Ihnen eine Arznei verordnet! ... Nehmt Ihnen noch was?“ — Herr Meier: „Ja, Herr Doktor! Mein Gedächtnis ist oft so schwach, daß ich kaum weiß, wieviel 2 x 4 ist?“ — Arzt: „Nun, Herr Meier, das ist ungefährlich — das macht nichts; 2 x 4 macht 8 Mart!“

Stoßfänger. „Sie sollten doch stolz sein auf Ihre Frau Gemahlin!“ — „So?“ — „Ja, sie ist eine reizende Gesellschafterin und versteht äußerst anziehend zu plaudern.“ — „Glauben Sie?“ — „Ja, ich könnte ihr die ganze Nacht zuhören.“ — „Das muß ich leider oft!“

Es wird Frühling. Beamter der Pfandkassanstalt (als an einem Tage eine Menge Winteröde verlegt werden): „Gottlob, die ersten Frühlingsschoten!“

Er fühlte sich getroffen. A.: „Da wurde gestern wieder so'n albernes Stück mit einem Pantoffelhelden aufgeführt. Am liebsten hätte ich auf dem Hauschlüssel gepfeifen.“ — B.: „Weshalb taten Sie's denn nicht?“ — A.: „Den hatte meine Frau.“

Sinnrätsel.

Ich bin als deutscher Fluß bekannt, Zwei Länder sind nach mir genannt. Ein Wundertier bin ich, kann rauchen, Auch pfeifen, blasen, nur nicht hauchen.

Notenrätsel.

Auflösungen aus der vorigen Nummer:
des Sinnrätsels: Drion; — des Seitenrätsels: Jungfrau; — des Bilderätsels: Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Zeit.

DR des RA

Druck unserer Originalactes wird gern mit b. vorzuz.

Druck von B. Kohlhammer. Redaktion: Dr. C. Görlach in Stuttgart. Verlag von B. A. Sanz, Altena i. W.



Illustriertes Familienblatt.

N. 8.

Wochenbeilage zum Altenaer Kreisblatt.

1914.

Unter roten Adler.

Lustige Zirkelgeschichten von Rudolf Greinz.

1. Der Krippenflücker.

Ein einsichtiges Häusl liegt am Waldrand, zerlallert und zerlumpt, mit rauchgeschwärzten Wänden und einem halb eingestürzten Kamin. Auf dem Dache sieht man bald mehr Sparren als Schindeln. Da und dort ist notdürftig ein Brett darübergenagelt, um die ärgsten Lücken zu verdecken. Das Häusl ist in den felsigen Grund hineingebaut. Zu ebener Erde und in den ersten Stock geht man überall durch eine besondere Tür hinein. Eine verbundene Stiege gibt es nicht.

Ringsherum ist in bunter Unordnung Holz aufgestößelt, bald hoch, bald niedrig, bald auf einen Haufen zusammengeworfen. Da zwischen leihen ein paar Aldergerätschaften, alte Schaufeln, Hacken und Sensen. Ein Schubkarren ohne Rad macht sich breit. Im Erdgeschloß ist ein ziemlich geräumiger, aber leerer Stall. Selbst die Tür fehlt. Die übrigen Gefasse, eine Stube, eine kleine Küche und eine Kammer, haben keine Fenster mehr.

Bewohnt ist nur



Unter ritterlichem Schutze. Nach dem Gemälde von L. Knauts.

Photographie u. Verlag von Dr. Sanftaengst, München. — Copyright 1914 by Dr. Sanftaengst, München.

Der Ritter ist des Schwachen Hort, Dimal für arme Frauen Läßt er auf Ehr' und Ritterwort Sich gern in Stille hauen.

Und sieht man auch kein Schwerdt mit Schreck An seiner Linken blitzen, Das Herz hat er am rechten Fleck, Das garantier' ich, sitzen.

Durck, Gefindel! Laß ihn frei Passieren seine Straße! Sonst schickt er auch noch, meiner Treu', Radt' Haus mit blut'ger Nase.

das obere Stockwerk. Und da geht gar mancher profige Bauer aus und ein, der es sonst in seinem Leben nie über sich gebracht hätte, in eine so elende Kutsche auch nur einen Fuß zu setzen. „Der Grund ist halt so viel a rares Ding!“ Da geht man weit und bückt sich auch, wenn noch halbwegs eine Hoffnung vorhanden ist, ihn zu erreichen. Dem Menschen fehlt's halt leicht einmal im Gicklinger (Lunge) oder im Geblüt, oder er hat gar „an Hagen viel gahbt und si den aa no brochen.“

Der Krippenflücker Barth, der eine große Zuspätschneide von weit und breit besaß, hatte seit Jahren in dem Häusl seine Wohnung aufgeschlagen. Er hätte sich wohl eine bessere vermocht, aber gerade da droben gefiel es ihm. Wenn der Weg zu weit war, der sollte zu einem Landdoktor gehen. Da droben war ein gutes Bergwasser, eine herrliche, frische Luft und eine Aussicht, wie man sie so leicht nicht wieder fand. Für alles das hätte der Krippenflücker nicht mit dem stolzen Bauernhof getauscht.

Das waldbumrauschte Egental baute sich zu seinen Füßen. Gerade vor ihm flogen die mächtigen Felsgruppen des Rosen-

gartens und des Latemar empor. Sah er in entgegengesetzter Richtung, so konnte er an klaren Tagen aus der Ferne die schneeigen Gipfel der ganzen Ostlergruppe herübergrüßend erblicken.

Ich hatte den Krippenslider, wie man bei uns daheim einen heißt, der gerade nicht in der „Studir“ gewesen ist, aber es doch ganz gut versteht, eine aus dem Leim gegangene Krippe (Körper) wieder zurechtzubringen, beim Kösselwirt kennen gelernt. Dort hatte man ihn zu einem kranken Dschen geholt; denn der Bartl war für Vieh und Leut gleich geschickt.

Der Alte — er mochte nun bald Siebzig sein — saß gerade bei einem „Budele Ohnemannzeler“ (Gläschen Schnaps), das er schon zur Hälfte geleert hatte. Ich rückte neben ihn auf die Bank. Er sah mich eine Weile von der Seite an, klopfte dann seinen Keigel aus und ließ mich folgendermaßen an: „Wo bist denn her, herrlicher Bua?“

„3 Mänschen bin i aufen. Jaz hab i halt aa wieder amal ins Tiroler Landl einerngelaufen“, erwiderte ich.

„Dast a Gschäft draußen?“

„Dös konnt i grad nit sagen.“

„Was bist denn nachher?“

„Mit viel bsunders.“

„Ja, ja, schauft mir aa nit darnach aus!“ Mit dieser herablassenden Bemerkung trant der Krippenslider seinen Schnaps aus und erhob sich. In der Tür wandte er sich noch einmal nach mir um und meinte mit einer gewissen Freundlichkeit: „Wenn dir amal was fahlt, Bua, nachher kimmst zu mir. I will dir schon billig machen oder gar nit rechnen, wenn's grad sein muß. s hat mir gfallen von dir, daß d nit lang aufdraht hast. Sonst machen dös Herrnschen an Wind, daß d moanen sollst, sie haben die Weisheit mit Löffel gessen. Wann d mit als a Gunder amal ho-m-fuchen magst, hab i aa nit dagegen. Kuaft dir aber gnagelte Schuah anziehn, der Weg is woltern (ziemlich) stoanig. Jaz bhüat di Gott, Bua!“

Ich ließ mir die Einladung gesagt sein und machte mich gleich am nächsten Tag in aller Frühe auf den Weg über die sogenannte Wolfgrube zur Behausung des Krippensliders. Eine gute Stunde hatte ich Arbeit. Als ich droben anlangte, stieg eben in majestätischer Pracht die Sonne über dem Rosengarten empor und umzog die Gipfel der hohen Waldbäume mit ihrem Goldneß. Drunten lag das Tal im Schatten. Aus dem Walde pfiff eine

Amfel. Das muntere „Baloizida“ der Tannenmeise ließ sich vernehmen, und ein blutroter Krummschnabel, den ich zwischen dem Geäst eines Lärchenbaumes wohl bemerken konnte, rief seinen hellen Waldgesang. Nun lag auch das alte Häusel im Sonnengolde da. Es paßte so recht zu seiner ganzen Umgebung. Ein Stück bezaubernder Wald-

einsamkeit. Ich ließ mich auf die Bank vor dem Hause nieder, um etwas zu verschmausen; dann pochte ich mit dem Klopfer an die Tür. — „Kimm lei einer! I hab di schon gesehn!“ ließ sich die Stimme des Bartl vernehmen.

Ich trat über einen holprigen Hausflur zunächst in die Küche. Da hatte der Alte auf dem offenen Feuerherd eine Pfanne mit Suppe brodelt und rührte die Einbrenn fleißig mit einem Scheit Holz um.

„I muß grad meiner Muatter a Suppen kochen!“ meinte er. „Sie is alleweil no guat bei Appetit.“

„Ja, lebt denn die Muatter no?“ fragte ich erstaunt; denn ich hatte früher nichts davon gehört.

„Freilich lebt sie no, und dös fest wie Eisen!“ rief der Krippenslider mit einem gewissen Triumph. „Zünfund-neunzig Jahr is i alt. Is soa so altes Leut ummer in der ganzen Gegend.“

Wir gingen in die Stube. Die alte Mutter lag in einem reinlichen Bett und sah uns mit hellen Augen an.

„Kennst den da?“ fragte der Bartl, indem er auf mich deutete und ihr gleichzeitig die Suppenschüssel mit einem Kössel auf die Bettdecke stellte.

Sie griff gleich zu. Ich bemerkte nicht einmal, daß sie sonderlich zitterte.

Nachdem sie verlosset hatte, antwortete sie: „Gesehen hab i ihn schon amal, aber i woah ihn nit wohin tuan.“

„So sazt sie bei an jeden!“ lachte der Bartl. „Auf dös Weis kommt sie am leichtesten draus.“

Als sie einen guten Teil der Suppe ausgelöffelt hatte, meinte sie, zu ihrem Sohne gewandt: „Du kimmst zu oberst in Himmel auf, weil du gar so viel guat bist.“

„Da kimmst die Muatter schon auch auf!“ sprach ich.

„Moanst wohl?“ fragte sie erfreut. „Dös war mir schon recht. Da war i a verlorenes Mensch. Wann i nur droben a Plakl triag! I bin gar nit hoallig.“

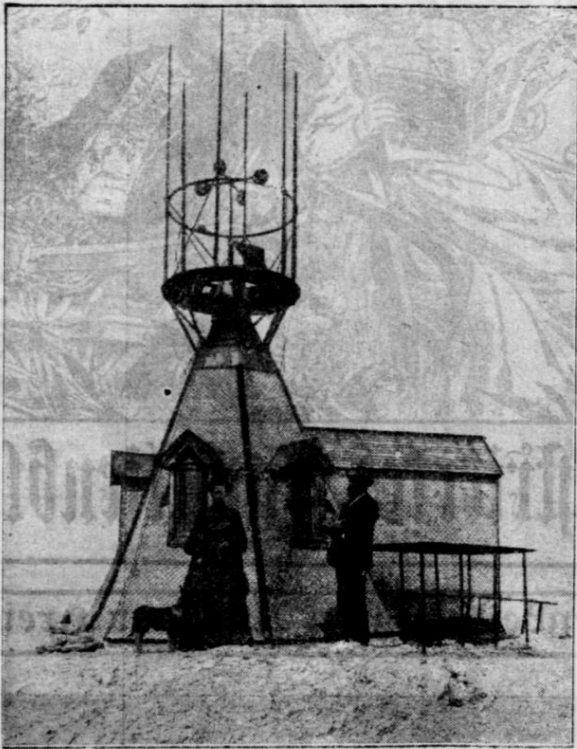
Ich staunte, daß sie noch so aut beim Zeug war. Sie sagte jede Frage auf und gab vernünftige Antwort. „Mit der Muatter hast wohl a bsondere Kur aufgestellt?“ fragte ich zum Bartl.

„Dö braucht soan Krippenslider“, erwiderte er. „Der hat der Herrgott selber den Gfund geben.“

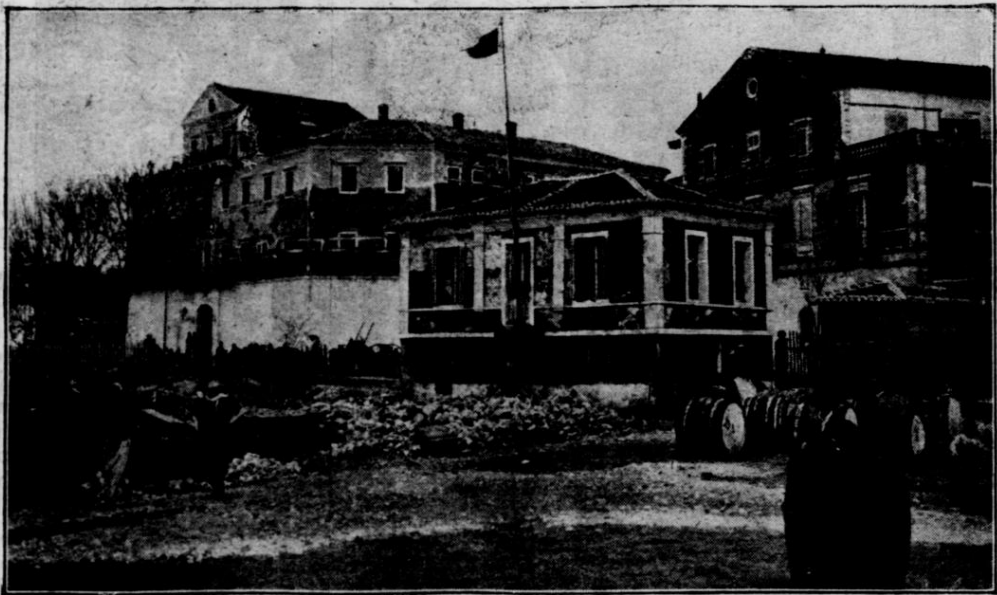
Die Alte war leise eingeschlummert. Ich ging mit dem Sohn, dessen stämmige Gestalt die Jahre, die er schon auf dem Buckel hatte, keineswegs vermindern ließ, wieder vor die Tür und setzte mich neben ihn auf die Bank. Der Krippenslider Bartl

zündete sich seine Pfeife an und meinte, in die prachtvolle Gegend hinausdeutend: „Is eigentlich schab, daß der Herrgott so a schönes Land für die Leut geschaffen hat, weil wir ja do nit dableibn können. s weilt (sicht an) oan nur no mehr an, wanns amal stamm-packen und abfahren hoast.“

(Fortsetzung folgt.)



Zum 25jährigen Jubiläum der Sankt-Elisabeths-Wetterwarte, der höchsten Wetterwarte Europas. Wie der Wetterwart in seiner einamen Höhe lebt, davon erzählt der berühmte Roman von J. C. Heer „Der Wetterwart“. Die meteorologische Station auf dem 2504 Meter hohen Sankt-Elisabeth, die höchste Wetterwarte Europas, kann jetzt das Jubiläum ihres 25jährigen Bestehens feiern. Während dieser 25 Jahre wurde die Wetterwarte von dem Ehepaar Bommer bedient, welches noch heute auf diesem Posten steht und selbst den Winter auf der Wetterwarte zubringt. Unser Bild zeigt Herrn und Frau Bommer vor dem Winometer der Wetterwarte.



Das albanische Fürstenschloß in der Hauptstadt Durazzo (links), rechts davon das Rathaus. An dem Schloß, in dem der Fürst von Albanien, Prinz Wied, residiert, wurde Tag und Nacht gearbeitet, um das Gebäude vor der Ankunft des Fürsten von außen und innen not-kräftig instandzusetzen. Auf einem Vor-gebirge gelegen, zählt Durazzo nur einige hundert Häuser und ungefähr 5000 Bewohner. Admische, byzantinische und türkische Ruinen erinnern daran, wie häufig das Schicksal von Durazzo wechselte und wie oft und wie heftig um den Besitz der Stadt gerungen wurde. Durazzo ist das alte Dyrrachium der Römer und stand schon während des römischen Weltreiches mit dem gegenüberliegenden, nur 100 Kilometer entfernten Brundisium, dem heutigen Brindisi, in regster Verbindung. Im Jahre 1501 wurde Durazzo von den Türken unter Mohammed Bey erobert. Der Handel bewegt sich in bescheidenen Grenzen und beschäftigt sich mit der Ausfuhr von Jellen und Lerer, Holz, Del, Tabak und Blutegelein.

„Baloizida“ der Tannenmeise ließ sich vernehmen, und ein blutroter Krummschnabel, den ich zwischen dem Geäst eines Lärchenbaumes wohl bemerken konnte, rief seinen hellen Waldgesang. Nun lag auch das alte Häusel im Sonnengolde da. Es paßte so recht zu seiner ganzen Umgebung. Ein Stück bezaubernder Wald-

zündete sich seine Pfeife an und meinte, in die prachtvolle Gegend hinausdeutend: „Is eigentlich schab, daß der Herrgott so a schönes Land für die Leut geschaffen hat, weil wir ja do nit dableibn können. s weilt (sicht an) oan nur no mehr an, wanns amal stamm-packen und abfahren hoast.“

(Fortsetzung folgt.)

dieser schrecklichen, nicht auf den Seefarten bezeichneten Riffe umhertreiben, die schon so manches starke Schiff auf den Meeresgrund gesandt haben.

„In diesem Falle ist es nicht gefährlich für Sie, hinunterzugehen, Mardpce“, sagte ich. „Sehen Sie nach, was Sie ausfindig machen können und wieviel von der Ladung gerettet werden kann. Ich werde unterdessen diese Papiere durchsehen.“ Die Rechnungen über die Ladung und verschiedene Notizen und Briefe, die auf dem Tische lagen, genühten, mich zu unterrichten, daß die brasilianische Brigg „Rossa Señora da Victoria“ vor einem

Monat von Bahia ab-gesegelt war. Der Kap-tän hieß Tagira; über die Kopzahl der Mannschaft fand sich indes nichts ver-zeichnet. Die Brigg war nach London be-stimmt. Ein Blick auf die Rechnungen be-lehrte mich, daß wir mit der Vergung der Waren nicht viel ver-dienen würden. Die Ladung bestand nur aus Rüffen, Ingwer und Holz, letzteres in großen Posten wert-voller tropischer Arten.

Dieses Holz war es zweifellos, welches das unglückliche Schiff vor dem Untergange be-wahrt hatte, aber es war in solch große Formen geschnitten, daß wir es unmöglich umladen konnten.

Nurderm sollte noch eine geringe Menge Luxuswaren an Bord sein, eine Anzahl von Vogelbälgen für Pug-zwecke und hundert Kisten eingemachte Früchte. Schließlich entdeckte ich, als ich die Papiere beinahe durchstöbert hatte, eine kurze Notiz in eng-lischer Sprache, die meine Aufmerksamkeit erregte.

„Es wird ausdrück-lich verlangt“, — so lautete das Schrei-ben — „daß die ver-schiedenen spanischen und indianischen Al-tertümer, die aus der Santaremschen Sammlung stammen und an Pontfoot und Neumann, Oxford

Stre. 1. London, adres-siert sind, an einem Orte versandt werden, wo diese sehr wert-vollen und einzigar-tigen Gegenstände nicht beschädigt oder berührt werden kön-nen. Dies bezieht sich ganz besonders auf die Schatztruhe des Don Ramirez di Leyra, die auf keinen Fall an einem Orte aufbe-wahrt werden darf, wo sie jedermann zu-gänglich wäre.“

Die Schatztruhe des Don Ramirez! Wert-

volle und einzigartige Gegenstände. Da war doch eine Ge-legenheit, mit der Vergung etwas zu verdienen. Ich hatte das Papier noch in der Hand, als mein Schotte an der Tür erschien.

„Ich glaube“, sagte er, „es ist an Bord dieses Schiffes etwas nicht in Ordnung, Kapitän.“ — Mardpce hatte ein ernstes Gesicht mit harten Zügen; trotzdem sah ich, daß er erschreckt worden war. — „Was ist los?“ fragte ich.

„Mord, Kapitän, um einen Mord handelt sich's. Es liegt ein Mann an Bord, dem der Schädel eingeschlagen worden ist.“ (Fortsetzung folgt.)



Ein nächtlicher Maskentanz im Sudan. Die Maskentänze in Westafrika sind ursprünglich tiefsinnige Feste gewesen, wo die Maske einen Toten vorstellte und, nach rasenden Tänzen in Traurzustand versetzt, über verborgene Dinge befragt wurde. Heute ist die heilige Sitte mehr oder weniger Nummentanz geworden.

Beinleibern trägt er dicke gestricke weiße Samatenstrümpfe und breite Stiefel mit flachen Absätzen. Die kurze weiße Flanelljacke ist mit roten kreuzförmigen Aufschlägen am Kragen verziert. Nachdem der „Kofenballe“ von Strauß schon manchmal im Maskenball erschienen ist, interessiert sich vielleicht auch manche Dame für unseren schneidigen Reiteroffizier aus dem 17. Jahrhundert. Ein schön aufgelegener breitkrempiger Filzhut mit Straußenfedern sitzt auf einer kurzen Ledersattel. Ein kleiner silberner Kallach mit dicker gefalteter Krone aus weißem Mull umschließt den Hals über dem weißen Seidenhemd. Dieses Hemd taucht in weichen Falten auch aus den gestrichelten Ärmeln der kurzen geraden Jacke, die in der Form der unserer modernen Seefadetten gleicht. Jacke und Weinleider, beide aus königsblauem Samt, zieren silberne Pressen in doppelten Reihen, mit Knöpfen besetzt. So verkleidet den einzelnen Fälschung gefeiert wird, den kleinen besonders willkommen sind die Gaben für den Magen, ob es Würste oder Brezeln oder Berliner Pfannkuchen oder die allbekannten Fastnachtsküchlein sind.

Die Schatztruhe des Don Ramirez di Leyra.

Von A. Conan Doyle. Deutsch von Dr. A. Heiner.

„Für was halten Sie das Schiff, Alardyce?“ fragte ich. Mein zweiter Offizier stand neben mir auf der Kommandobrücke, seine kurzen, stämmigen Beine gepreßt, um sich gegen den Wind anzuklammern; unsere beiden Achterboote streiften bei jedem Schlingern das Wasser. Er stützte sein Glas gegen die Besamwante und blickte lange und scharf nach dem fremden Boot, so oft es wieder auf dem Stamm einer Meilenwelle erschien und dort ein paar Sekunden stehen blieb, ehe es wieder auf ihrem anderen Gange hinunterglitt. Es lag so tief im Wasser, daß ich nur gelegentlich einen Blick auf die grasgrün gestrichene Linie seines Schanzkleides werfen konnte. Es war eine Briga, aber ihr Hauptmast war einige Meter über dem Deck zertrümmert worden, und es lag kein Anzeichen dafür vor, daß man versucht hatte, die überreste loszukappen. Diese, Segel und Tauen, schwammen, wie die gebrochene Schwinge einer angeschossenen Möwe, neben dem Boot auf dem Wasser. Der Vordermast stand noch aufrecht, aber das Vortoppegel flatterte frei im Winde, und die Fockmastsegel hingen wie eine lange weiße Flagge herunter. Ich habe nie ein Schiff gesehen, das schlimmer mitgenommen aussah, als dieses.

Aber das fakte uns nicht in Erstaunen; denn während der letzten drei Tage war mehr als einmal der Augenblick gekommen, wo es fraglich erschien, ob wir selber mit unserem eigenen Schiffe je wieder Land sehen würden. Sechsendreißig Stunden lang dauerte der Kampf, und wäre nicht die „Marie Sinclair“ eines der besten Fahrzeuge gewesen, das je den Clyde (Fluß in Schottland) verließ, so wären wir nicht mit heiler Haut durchgekommen. Jetzt aber hatte der Sturm sich gelegt, und wir hatten nur unser Sig und einen Teil des Steuerbordbollwerks verloren. Es verfiel uns indes nicht in Erstaunen, als wir nun, wo das Unwetter vorüber war, fanden, daß andere weniger glücklich daraus hervorgegangen waren, und daß diese verstrümmelte Briga, die jetzt auf der blauen See unter einem wolkenlosen Himmel dahintrief, wie ein Erblindeter nach einem verhängnisvollen Bligstrahl übrigblieb, um von dem vorhergegangenen Schrecken zu erzählen.

Alardyce, ein phlegmatischer, methodischer Schotte, startete lange und scharf zu dem kleinen Fahrzeug hinüber, während unsere Matrosen der Reihe nach an der Reeling oder auf eine Kabe geklettert waren, um nach dem Fremdling auszugucken. In einer Breite von 20 Grad und einer Länge von 10 Grad — das war etwa unsere Lage — ist man ein wenig gelbannt, wenn man wohl antreffen wird, da man die Haupthandelslinien im Atlantischen Ozean im Norden gelassen hat. Zehn Tage lang hatten wir keinen Mast gesehen.

„Es ist verlassen, denke ich,“ meinte endlich der Offizier. „Ich war zum selben Ergebnis gelangt, da ich kein Lebenszeichen auf Deck erblicken konnte und das freundliche Winken unserer Matrosen nicht erwidert wurde. Die Mannschaft hatte das Schiff jedenfalls unter dem Eindruck verlassen, daß es nicht mehr weit vom Untergehen entfernt sei. „Es wird's nicht mehr lange machen,“ fuhr Alardyce in seiner gemessenen Rede weiße fort. „Es kann jeden Augenblick die Nase senken und den Schwanz in die Höhe strecken. Das Wasser leckt bereits bis zur Reeling.“

„Was führt es für eine Flagge?“ fragte ich. „Ich vermute gerade, es herauszubringen. Sie ist ganz verwickelt und von den Tauen umschlungen. Doch ja, jetzt hab' ich sie ziemlich deutlich gesehen. Es ist die brasilianische Flagge, aber verkehrt aufgezogen.“

Also hatte die Mannschaft ein Notsignal gegeben, bevor sie das Boot verließ. Vielleicht waren sie erst jetzt abgestoßen.

Ich nahm das Glas des Offiziers zur Hand und suchte ringsum die bewegte Oberfläche des tiefblauen Ozeans ab, die immer noch von weißen Linien durchzogen und mit kleinen Gischtstücken besetzt war; aber nirgends vermochte ich außer uns selber etwas Lebendes zu entdecken.

„Es sind möglicherweise noch Überlebende an Bord,“ sagte ich.

„Vielleicht kann man auf Vergung rechnen,“ murmelte mein Offizier.

„Ich denke, wir wollen zu seiner Reefseite herumfahren und an Bord gehen.“ Wir waren keine dreißig Meter mehr von dem Boot entfernt, da rafften wir unsere Fackeln, und da lagen wir nun nebeneinander, unser Vorkeschiff und die Brigg, bockend und hüpfend wie zwei Clowns, die einen Tanz aufzuführen. „Lassen Sie eines der Achterboote herunter!“ befahl ich. „Nehmen Sie vier Mann, Alardyce, und besichtigen Sie das Schiff!“

Aber gerade in diesem Augenblick kam mein erster Offizier, Herr Armstrong, auf Deck, da es eben sieben Glas geschlagen hatte und in wenigen Minuten er die Wache übernehmen mußte. Es fiel mir die Neugier, selber das verlassene Fahrzeug zu besuchen und ausfindig zu machen, was noch an Bord sei. Daher sagte ich Armstrong ein paar Worte, schwang mich über die Reeling, glitt am Tau hinab und nahm selber im Boot Platz.

Es war nur eine kleine Entfernung zurückzulegen; aber wir brauchten einige Zeit zur Überfahrt, und das Schlingern war so stark, daß wir oft, wenn wir in einem Wellental waren, weder das Vorkeschiff sahen, von dem wir kamen, noch die Brigg, der wir uns näherten. Die Strahlen der untergehenden Sonne drangen nicht bis hierher, und es war kalt und dunkel in den Tiefen zwischen den Wellenfämmen; aber jedesmal, wenn wir über eine Welle hinwegfuhren, hob sie uns wieder in den warmen Sonnenschein. Jedesmal, wenn wir auf einem der weiskuppigen Hügel zwischen zwei dunklen Tälern hingen, spähte ich nach der langen, grasgrünen Linie der Reeling und dem sich biegenden Fockmast aus. Ich steuerte so, daß wir um das Boot herumkamen, um den Punkt ausfindig zu machen, wo wir am besten anlegen könnten. Als wir am Boot vorbeifuhren, konnten wir den Namen „Nossa Señora da Victoria“ lesen, der über ihre triefende Gilling gemalt war.

„Die Luise, Kapitän,“ schrie mir der zweite Offizier zu, um den Lärm der Wellen zu übertönen. „Bootschoten klar, Zimmermann!“ Einen Augenblick später sprangen wir über die Reeling, die nicht viel höher als unser Boot aus den Wellen ragte, und befanden uns auf dem Verdeck des verlassenen Fahrzeuges. Unser erster Gedanke war, für unsere eigene Sicherheit zu sorgen für den Fall, der sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hatte, daß das Fahrzeug unter unseren Füßen in die Tiefe zu sinken drohte. Zu diesem Behuf sollten zwei Mann, die Gangleine des Bootes in der Hand, Wache stehen und es mit Hilfe des Bootshakens von dem Boot abhalten, so daß es in Bereitschaft wäre, sobald wir unser Heil in eiliger Flucht suchen müßten. Der Zimmermann wurde mit dem Auftrage abgeordnet, zu untersuchen, wieviel Wasser das Schiff schon enthielt, und ob es immer noch zunahm, während die übrigen, Alardyce, ein Matrose und ich, in aller Eile das Schiff und seine Ladung in Augenschein nehmen wollten.

Das Verdeck war mit Trümmern und Stühnerförmchen überfüllt, in denen die toten Vögel von den Wellen hin- und hergeschwemmt wurden. Die Boote waren verwundet, mit Ausnahme eines einzigen, dessen Planken zertrümmert waren, und es unterlag keinem Zweifel mehr, daß die Mannschaft das Schiff verlassen hatte. Die Kabine war in einem Deckhaufe gelegen, dessen eine Wand von den Wellen eingedrückt worden war. Alardyce und ich traten ein und fanden den Tisch des Kapitäns, wie er ihn verlassen hatte: bedeckt mit Büchern und Papieren — alle in spanischer oder portugiesischer Sprache — und, wohin man blickte, mit Zigarettenasche. Ich suchte nach dem Logbuche, konnte es aber nirgends finden.

„Sieht aus, als habe er nie eins geführt,“ bemerkte Alardyce. „An Bord eines südamerikanischen Handelschiffes gibt's keine Ordnung, und sie tun nicht mehr, als sie unbedingt müssen. Wenn dennoch eines dageliegen ist, werden sie es ins Boot mitgenommen haben.“

„Ich möchte diese Bücher und Papiere alle durchsehen,“ sagte ich. „Fragen Sie den Zimmermann, wieviel Zeit uns noch übrigbleibt.“

Der Bericht lautete günstig für unser Vorhaben. Das Schiff war voll Wasser, aber ein Teil der Ladung hatte starken Auftrieb, und daher war keine unmittelbare Gefahr vorhanden, daß das Schiff in Wäbe sinken würde. Wahrscheinlich würde das überhaupt nie eintreten, sondern es würde als eines

Hausfrauenblätter.

Das heiter sorglose Genießen
Bedingt das Glück der Menschen nicht;
Die reinsten Freudenblumen sprießen
Am regenreichen Pfad der Pflicht.

Zur Erziehung.

Furcht bei Kindern. Bei Kindern wird die Furcht leicht durch Anstachelung hervorgerufen; denn nur aus solcher Anstachelung läßt es sich erklären, daß die Furcht vor Mäusen, Spinnen, Kräupen und an ernen unschädlichen Tieren so weit verbreitet und so tief eingewurzelt ist, daß alle Belehrung über solche Toheit sie nicht auszurotten vermag. Kindern, deren Eltern solche Toheit nicht kennen, bleibt sie fast ausnahmslos fern. Wer sein Kind vor Furcht bewahren will, gehe ihm nicht mit schlechtem Beispiel voran oder lasse es wenigstens die Furcht, die er selbst als töricht anerkennen muß, nicht merken, wenn er sich selber von solcher Schwäche nicht befreien kann!

Gesundheitspflege.

Zur Unterdrückung des Hustens und zur Beschränkung der Festigkeit der Anfälle eine starke Energie ungemein viel beitragen. Wird er zum Husten reizenden Empfindung nachgegeben, so tritt sehr leicht eine Verschlimmerung des Leibes ein. Durch die Hustenstöße wird immer ein neuer Reiz und stärkere Blutzufuhr nach dem Kehlkopf und den Luftröhrenastern verursacht, so daß deren Schleim äte immer mehr entzündet werden. Das beste Heilmittel der Natur ist Ruhe. Indem wir den Husten unterdrücken, versehen wir die Schleimhaut in Ruhe, bahnen Zerteilung und Heilung der Entzündung an. Selbst sehr schlimme Lungenleiden kann die Vorstellung der Krankheit durch das fortwährende Räuspern und Hüpfeln hervorgerufen, andererseits durch Ruhe heilen. Fester Wille und Übung können überall viel zur Heilung beitragen.

Fürs Haus.

Flecke aus Sammet entfernt man, indem man die Fleckstelle zuerst mit Wasser anfeuchtet und dann mit Salmiakgeist betupft und abreibt. Hierauf zieht man die linke Seite des Sammets über ein heißes Wattenkissen hin und her, so daß der Dampf die fleckstrichene Stelle wieder aufrichtet.

Für die Küche.

Fastenbrezel. 180 Gramm But er bringt man in 1/4 Liter Wasser auf dem Feuer zum Schmelzen und verarbeitet sie dann mit 750 Gramm Mehl, etwas Salz und 4 Eiern zu einem festen Teig, den man über Nacht in einer mehlbestreuten Serviette an kühlem Ort verwahrt. Am andern Tag knetet man den Teig noch einmal gut durch, schneidet ihn in kleine, gleichgroße Stücke und formt aus diesen etwa handgroße, fingerstarke Brezeln. Die Brezeln wirft man in einen Kessel mit reichlich stark kochendem Wasser, kocht sie, bis sie oben auf schwimmen, nimmt sie heraus, legt sie in kaltes Wasser, zieht sie aus diesem gleich auf ein ausgebreitetes Tuch zum Abtropfen, ordnet sie dann nebeneinander auf ein Blech, bestreicht sie mit kaltem Wasser und bestreut sie mit feinem Salz. Sie müssen im gut geheizten Ofen leicht gelb backen und werden frisch, aber nicht warm, mit Butter bestreichen, verpeist.

Griechische. In 1/2 Liter siedende Milch mit 65 Gr. Butter rühre man so lange über dem Feuer 125 Gr. Grießmehl hinein, bis die Masse sich von der Pfanne löst. Hierauf lasse man die Masse erkalten, schlage nach und nach 8 Eier daran nebst etwas Salz und Pfeffer und lege mit einem Kaffeelöffel kleine Klößchen in kochende Fleischbrühe.

Ihr einziger Maskenball.

Großstadt von Emilie Bastian-Stumpf, Mannheim.

Käte Haufer ließ die Näharbeit in den Schoß sinken. Eine lärmende Unruhe überlallte sie: mit halb geschlossenen Augen lehnte sie sich in den Stuhl zurück und träumte von dem Fasching, dem Maskenball, der morgen stattfinden sollte. Durch das kleine Dachfenster fiel ein Sonnenstrahl auf ihre Arbeit und ließ die Goldfäden und Klitter aufleuchten. Eine Zeilang hörte man nichts in der stillen Mansarde als das flüsternde Atmen der Bewohnerin; der Straßenlärm drang nur gedämpft in das kleine, armeliche Zimmer. Die Einrichtung umfaßte nur das Nötigste: im Hintergrund standen zwei Betten; ein altes Sofa mit Tisch und zwei Stühle bildeten

den Reichtum des Zimmers. Das einzige, worauf die Augen fielen, war die Nähmaschine, vor der Käte saß. Ueber dem Ganzen herrschte ein unbestimmbarer Geruch, dumpf und feucht; er erinnerte daran, daß das Zimmer auch als Küche benützt wurde.

Unenträglich, widerlich war dies. Käte rümpfte die Nase. Ein unbezwingliches Schlucken wollte in ihrer Kehle aufsteigen; nur mit Mühe bezwang sie sich mit einem Blick nach der Ecke, wo das eine Bett stand.

Mit Aufbietung all ihrer Willenskraft nahm sie ihre Arbeit vor, und nach einer Stunde hatte sie das Maskenkostüm vollendet. Sie mußte es sofort abliefern, nur wollte sie erst nachsehen, ob die Mutter noch schlief.

Leise schlich sie sich in die Ecke, wo das Bett stand. Eine abgekehrte, bleiche Frau, mit brennend roten Flecken auf den Wangen, lag dort sauber gebettet in den weißen Kissen. Die großen, fieberisch glänzenden Augen schauten dem jungen Mädchen liebevoll entgegen. „Mutter,“ sagte Käte vorwurfsvoll, „du bist wach und ruhest nicht!“

Die Kranke lächelte und wollte mit einer matten Bewegung das Gesicht der Tochter streicheln, aber ein heftiger Hustenanfall hinderte sie daran. Käte stützte die Lebende, bis der Anfall vorüber war. Erschöpft und ermattet fiel die Kranke dann in die Kissen zurück.

„Mutter, ich gehe jetzt abliefern, und da bringe ich dir den Wein, den der Doktor verordnet hat, mit.“ — „Geh, mein Kind, und komme bald wieder!“ — „Ich fliehe, Mutter!“

Als Käte nach einer Stunde mit Paketen beladen zurückkam, war die Mutter wieder eingeschlafen; auf ihrem Gang hatte sie die Sehnacht, die sie trug, bezwungen.

Der Tag des großen Maskenballs war gekommen. Käte hatte an diesem Morgen, wie immer, die kleine Wohnung in Ordnung gebracht, ehe sie ihre Arbeit aufnahm. Frau Haufer saß heute um vieles besser, seit sie das frächtige Essen und den Wein hatte.

Als Käte bei ihrer Arbeit saß, klopfte es an die Tür, und ein übermütig-lebendes Gesicht schaute herein. „Grüß Gott, Käte! Du siehst natürlich, wie immer, an der Nähmaschine, kleine Tugendheldin. Heute will ich was von dir, und dazu wird nicht mein gesagt, verstehst du mich? Heute abend geht es auf den Maskenball und du mit.“ Mit verschmigten Augen fügte sie leise hinzu und fachte damit die bezwungene Sehnacht des Mädchens wieder an: „Ein gewisser Jemand, den meine Käte schon lange gerne sieht, kommt auch.“

„Helene, laß deine Scherze!“ brauste Käte auf. „Was soll ich auf dem Ball tun? Stil — leise,“ wehrte sie. „Mutter schläft, sie fühlt sich besser.“ — Helene lächelte spöttisch. „Na, du kannst mir leid tun! Was hast du denn von deinem ganzen Leben? Arbeit und Sorgen! Doch damit muß man in der Faschingszeit, einmal wenigstens, brechen. Für was bist du denn jung und schön?“

Noch einmal wehrte Käte die Verschäckerin ungeduldig ab. „Ich kann nicht, me'ne kranke Mutter erlaubt es nicht, und dann, ich habe nichts zum Anziehen.“

„Einen Anzug habe ich, und für die Erlaubnis deiner Mutter laß mich sorgen.“

„Grüß Gott, Frau Haufer!“ sagte Helene mit einschmeichelnder Stimme. „Schen Sie heute wohl aus, viel besser als das letzte mal! Meine Eltern schicken mich mit einer Bitte: Lassen Sie Käte heute abend mit uns zum Maskenball gehen. Ein seltenes Vergnügen, das erste, das Käte hat. Nicht wahr, Sie sagen nicht nein? Eine Maske habe ich schon zurechtgelegt; Ausgaben sind damit nicht verbunden. Bitte, Frau Haufer, ja?“

Bei dem Sprechen Helenes war ein glückliches, sonnenrotes Lächeln über das liebende, blasse Gesicht der kleinen Näherin geblitten. Und der fragende Blick der bangen Mutteraugen sah darin das große Verlangen nach den noch nie geschauten Herrlichkeiten. Sie sagte nicht nein.

„Haben Sie und Ihre Eltern acht auf meine Käte, und bringen Sie mir sie rechtzeitig nach Hause.“ — Fröhlich, bei der kranken Frau so leichtes Spiel gehabt zu haben, gab Helene Bescheid.

„Um ein Uhr längstens ist Käte wieder bei Ihnen. Es ist dem armen Mädchen zu gönnen, daß es einmal herauskommt. Nicht wahr,“ schmeichelte sie weiter, „ich habe Ihr Wort, Käte darf um sieben Uhr bei uns sein?“

Langsam, zögernd, als ahne sie Fürchterliches, gab Frau Haufer die Einwilligung. Und wie ein Wirbelwind stürmte Helene fort. Käte war den ganzen Tag in fieberhafter Aufregung. Die ganze Zeit hatte sie Hunger und Not, und heute durfte sie ihr Leben genießen, sie war ja jung und schön.

Mit steigender Hast bereitete sie die Abendmahlzeit der Mutter und richtete die hundertjährigen Tropfen. Dann sagte sie flüchtig der Kranken gute Nacht.

„Du willst schon gehen, mein Kind?“ fragte diese wehmütig und streichelte mit ihren abgekehrten Händen das liebe Gesicht. „Nicht wahr, Käte, du kommst bis ein Uhr?“ Es ist mir so eigen zumute.“

Die Geigen jauchzten... Schwirrende Klänge... Dazwischen

schallte ein heller Trompetenton. Walzer! Wie das siebte und letzte, weich, berückend, süß und toll!

Karneval! Maskenball! Ein bunter Maskenschwarm. Kopf an Kopf, neigt sich und lacht, schmiegt sich und wiegt sich, treibt Scherz und Wit.

Am Eingang des Saales stand Räte Arm in Arm mit Helene und schaute in das berückende Treiben. Sie sind allein, keine Eltern kamen mit. — In Räte ist eine große Mutlosigkeit. Was sollte sie auch hier?

„Laß mich heim, Helene, laß mich fort!“ bat sie. Zu spät! Sie werden mitgerissen in den Trudel und Jabel und dann getrennt. Räte war allein. Lustiges Lachen, tolle Späße tönten zu ihr hin, fröhliche Gesichter neigten sich über sie und rissen sie zum Tanz. Eine Fröhlichkeit kam über sie. Und als sich dann der eine ihr nahte, dem ihr junges Mädchenherz schon lange in heißer Liebe entgegenlag, verwirrten sich ihre Sinne.

Die schwüle Luft, der Wein, den man ihr bot, und der geliebte Mann, mit dem sie tanzte, ließ sie alles vergessen: ihr

befällt die frische Frau. Die Zähne klappern ihr vor Frost und Angst zusammen, und mit Giesefalte zog es an ihr hinauf. Der Tod schien an ihr Bett getreten zu sein, so bitter kalt war die Luft um sie her. Dabei rasselte auf der Straße Wagen auf Wagen vorbei, doch keiner hält am Hause still. Der Atem versagt ihr; sie ringt um Luft. Ihre Hände greifen nach dem Glase mit den stärkenden Tropfen; doch die armen, schwachen Finger haben die Kraft nicht mehr, es zu halten; dumpf klirrend fällt es zur Erde. Und ein verzweifeltes Achzen klang durch das Zimmer.

„Räte, meine Räte!“ schluchzte sie mit verlöschendem Atem noch, dann ward es still, totenstill in dem kleinen, armseligen Raum...

Es ist früh am Morgen, als an den Häusern entlang eine bleiche Mädchengestalt in das Haus und dann vier Treppen emporhuscht. Bittere Selbstvorwürfe, daß sie so lange ausbleiben konnte, zerreißt ihr die Brust. Leise, ach, ganz leise, um die Mutter nicht zu wecken, schloß Räte die Türe auf. Gott sei Dank — sie schlief. Die Maske achtlos von sich werfend, stieg sie hastig in ihr Bett. Mit schmerzenden Augen starrte sie vor sich hin, dann ver-



Nach dem Maskenball. Nach dem Gemälde von Prof. Adolf Ehlers. (Cop. by Fr. Hauslaengl, München.)

versprechen, ihre frische Mutter. Sie lebte nur dem seligen Augenblick, der entzückenden Gegenwart. —

Daheim lag die arme Kranke, geschüttelt von Frostschauern, auf ihrem Lager und zählte die Viertelstunden. Da schlug es zwölf Uhr; ein Aufatmen hob ihre frische Brust; nur noch ein Stündchen, dann würde ihr Kind wieder bei ihr weilen. Wie sie sich sehnte!

Ihre zitternden Finger suchten nach Streichhölzern, um die Nachtlampe anzusteden; sie sind nicht da, auch die Lampe steht nicht auf ihrem Platz, zum ersten Male.

Mit Mühe steht sie auf und will die Streichhölzer suchen. Ein furchtbarer Hustenanfall erschütterte ihren kranken Körper, nahm ihr die Befinnung und ließ sie auf den kalten Boden niedersinken...

Halb erstarrt erwachte sie und erhob sich mit Aufbickung all ihrer schwachen Kraft. Sie tastete in der Mansarde umher, bis sie die Streichhölzer fand. Sie mußte wissen, wie spät es war.

Gleich zwei Uhr. Und Räte noch nicht zurück?

Mit fast übermenschlicher Kraft schleppte sie sich zu ihrem Lager, dann durchdrach kein Laut mehr die Stille...

„Räte, Räte!“ klang ein danner, weher Angstschrei über ihre Lippen... Es schlägt zwei, halbdrei, dann drei Uhr, und Räte ist noch immer nicht zurück.

Eine tolle Hergensangst um ihr Kind, ihr Liebstes, Einzige

barg sie ihr Gesicht in die Kissen und brach in ein wehes, banges Schluchzen aus. Und die Mutter, die sonst jedes Geräusch hörte, schlief bei dem Weinen ihres Kindes ruhig und friedlich weiter...

Ein klarer, kalter Wintertag brach an.

Räte schaute mit verweinten Augen verstoßen zur Mutter, immer noch schlief sie still weiter. Sie stand auf, sie konnte nicht anders, dem gütigen Mutterherzen mußte sie alles sagen; sie würde sie verstehen und verzeihen... Sie paßte nicht in den Trudel des Lebens — es sollte ihr einziger Maskenball gewesen sein.

Leise schlich sie sich an das Bett; es lag soch ein tiefer Friede in der kleinen Mansarde, daß sie jedes Geräusch vermied.

„Mein liebes, einziges, gutes Mutterle!“ sagte sie zärtlich und wollte kosennd das friedliche, magere Gesicht streicheln.

Da — es ist kalt und starr. Ein verzweifelter Aufschrei gellte durch das Haus, und sie taumelte zurück.

„Tot!... tot!... Allmächtiger Gott!“

Eine alte Nachbarin kam herbei; sie fand Räte zusammengebrochen über der Leiche der Mutter.

„Tot!“ jammerte der zitternde, blasse Mädchenmund.

Auf dem Boden liegt da und dort zerstreut das Gewand der Spanierin, während draußen hell und feierlich die Glocken zur Kirche rufen.

Faschingsfreuden.

Einmal im Jahr haben die Menschen im zivilisierten Europa das Recht, ausgelassen und närrisch zu sein. Irral ist dieses Vorrecht und kehrt unter den verschiedensten Titeln wieder: Das Fest der Saturnalien nannten es die alten Römer; Karneval (wörtlich: Fleisch, lebe wohl) wurde in Rom, Benedig und allen südlichen Ländern gefeiert; Fastnacht, Faselnacht, Wurfelgeten, Schenbartlaufen wurde fleißig im Süden von Deutschland gepflegt, und die heutige Zeit nennt die Tage und Feste der Karnevalzeit Fasching.

In der Geschichte dieser Feiern ist aber eine interessante Wandlung zu beobachten. Früher war der Karneval von Rom und Benedig ein prunkvolles Fest, wo der höchste Adel in den kostbarsten Gewändern sich beteiligte. Aber allmählich artete das Fest aus, und die vornehme Welt hielt sich von den Volksbelustigungen fern. Heute ist zu beobachten, daß in manchen Gegenden dem Fasching wieder eifriger gebuldet wird. Und da bei dieser Gelegenheit oft die interessantesten Volksbräute wieder aufleben, da hier viel unverfälschter Mutterwitz und Volkshumor aus Licht kommt, so wäre es eigentlich zu bedauern, wenn solche allgemeinen volkstümlichen Belustigungen verschwänden. Freilich in den Großstädten sind Verkehr und sein Verkehr, die Polizei, die Hauptgegner, die dem Faschingstreiben auf der Straße Schwierigkeiten in den Weg legen. Immerhin gibt es in einzelnen Städten, wie Köln (berühmt durch seinen Rosenmontag), München (dort wird alle 7 Jahre der aus einer Festzeit stammende Schäffler-Wittchertanz auf-



Die „Wittlinger Hansel“, ein alter Schwarzwälder Faschnachtsbrauch.

geführte), Nürnberg, Mainz, Stuttgart, Karnevalsvereinigungen und Maskenzüge veranstalten. Während solche Umzüge meist ihre Stoffe aus der politischen und gesellschaftlichen Zeitgeschichte nehmen, gibt es noch in der Schwarzwaldgegend, in Wültingen und Nottwil, einen alten Brauch, das „Dansele“ oder „Schantle“, die mit Holzmasen, Kapuze und Stedenpferd durch die Straßen tolsen (s. unser Gruppenbild).

Altberühmt sind auch die für die Fremden veran-



Siebentaler Bäuerin in Tracht.



Appenzeller Bauerntracht.



Bettlerosfiger aus dem 17. Jahrhundert.